



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 4, Jahrgang 1982

Herausgeber

Zabergäuverein, Sitz Güglingen

Im Monat Januar 1983 beginnen wir mit dem Binden der Hefte
der Jahrgänge 1979 bis 1981.

Der Preis beträgt 20,- DM.

Dem Band wird ein Inhaltsverzeichnis beigegeben.

Bitte schicken Sie Ihre Hefte ein, damit Sie wiederum ein ansprechend
gebundenes Heimatbuch erhalten.

GEORG KOHL GMBH + CO, DRUCKEREI UND VERLAG, 7129 BRACKENHEIM

Vom Ochsenburger Mosthandel um 1775

von Gerhard Abfahl

Die Herstellung von Obstmost aus wilden und edlen Äpfeln und Birnen geht in Württemberg auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Da im 30jährigen Krieg ein großer Teil der vorhandenen Weinberge zugrunde gegangen war, zwang die Not, auf den Most als Getränk auszuweichen und den Wein zu ersetzen, der bisher als Volksgetränk gedient hatte. Auch die von der feindlichen Soldateska erzwungenen Weinabgaben hätten nie erfüllt werden können, wenn nicht der Most als Ersatz dazu beigetragen hätte.

Die Freude am Mosttrinken nahm aber, als der Friede wieder im Land eingekehrt war, in einem Maße zu, daß der württembergische Herzog für den Weinhandel fürchtete und besorgt war, der Wein könnte mit Most vermischt werden. Daher wurden von der Regierung in Verordnungen und Generalreskripten strenge Bestimmungen erlassen, um entweder die Herstellung von Most gänzlich zu unterbinden oder mindestens in engen Grenzen zu halten. Daß solche Vorschriften den Unwillen der Bevölkerung erregten, zeigen die Landtagsverhandlungen von 1672, wo bitter darüber geklagt wurde, daß jeder, der mehr als 5 Imi (ca. 70 Liter) Most keltere, für jedes weitere Imi 5 Kreuzer als Abgabe zu bezahlen habe. Da sich die Bevölkerung entschieden dagegen wehrte und im Most „eine Gabe Gottes, einen herzstärkenden Saft und ein Labränklein für den Bauern bei seiner schweren Arbeit“ sah, mußten die strengen Verordnungen in der Folge gemildert werden, zumal da man es als Widerspruch empfand, Brautleute bei der Heirat zur Pflanzung eines Obstbaumes zu verpflichten und gleichzeitig zu verbieten, den Obstsegen auszunützen.

Im Jahr 1744 gab Herzog Karl Eugen nach und erlaubte jedem uneingeschränkt Obstmost herzustellen und ihn für seinen Eigenverbrauch mit Wasser und Wein zu mischen, dagegen blieb es bei dem Verbot, ihn auf der „Ax“, d.h. über Land oder gar ins „Ausland“ zu verkaufen. Gepantschten Wein öffentlich zu verkaufen, war streng verboten, dagegen wurde empfohlen, den süßen Most zu Gesälz zu verarbeiten. Im Jahr 1757 wurde angeordnet, daß jeder Erzeuger von Most dem Stabsbeamten die Menge des eingelagerten Mostes anzuzeigen habe, einerlei ob es sich um Haustrunk oder um für den Verkauf bestimmte Ware handelte. Auch Kellervisitationen waren vorgesehen, wo Verdacht auf unreelles Verhalten des Erzeugers oder des auschenkenden Wirts laut wurde.

Vom 22. 11. 1776 stammt ein Schreiben des Ochsenburger Stabsamtmanns Daniel Mejer, in dem er sich für die Ochsenburger Bauern um eine Erleichterung der Mostausfuhr nach Baden („ins Ausland“) einsetzt und um eine allgemeine Genehmigung bittet. Aus diesem Schreiben erfahren wir aufschlußreiche örtliche Einzelheiten über den Ochsenburger Mosthandel aus den Jahren 1775 und 1776. 1775 war ein reiches Obstjahr gewesen, im folgenden Jahr war wenig Obst gewachsen. Um den Obstsegen von 1775 günstig zu vermarkten, gab es zwei Möglichkeiten: Entweder wurde das Obst auf fremden Märkten

verkauft oder am Ort vermostet und dann zum Verkauf ausgeführt. Der erste Weg war beschwerlich und brachte wenig ein. Für ein Simri Birnen (ca. 25 Pfund) bekam man in Heilbronn 7 bis 7 $\frac{1}{2}$ Kreuzer (ca. 30 Pfennig). Andere Märkte wie Stuttgart, Mannheim oder Heidelberg schieden wegen der weiten Entfernung aus. Der zweite Weg, das Obst an Ort und Stelle zu vermosten, war zweckmäßiger, denn in der Ochsenburger Kelter war wohl ein Wergeltrog zum Zerkleinern (ähnlich einer alten Ölprelle mit Mühlrad) und eine Trotte zum Abpressen der Maische vorhanden. Als günstiges Absatzgebiet boten sich die Orte des Kraichgaus an, weil dort die entsprechenden Einrichtungen fehlten. Im Jahr 1775 waren über 100 Eimer in Stebbach, Bretten, Eppingen und Flehingen abgesetzt und für den Eimer 5 bis 6 Gulden erlöst worden. Auch wenn bei der Ausfuhr ein gewisser Zoll zu entrichten war, lohnte sich der Handel bei den günstigen Preisen. Erst 1835, als Baden dem Deutschen Zollverein beigetreten war, fielen solche Beschränkungen weg.

Im Jahr 1776 war das Obst schlecht geraten. Für die vier sternenfelsischen Orte des oberen Zabergäus rechnete man mit einem Mostertrag von ca. 20 Eimern, wobei auf Ochsenburg 4 Eimer fielen. Da aber noch 6 Eimer an vorjährigem Most in den Kellern lagen, hätte man in Ochsenburg 10 Eimer verkaufen können. Diese vergleichsweise geringe Menge rentierte den Handel nicht, und so wurde der Most als Hastrunk im Faß zurückbehalten oder nach den Worten des Stabsbeamten „in Häfen und Krügen in der Stube oder Kammer unter die Bettlade gestellt, um daraus Essig zu machen“. Eine Keller-
visitation war in diesem Fall überflüssig.

Stabsamtmann Mejer erreichte 1776 durch seine Eingabe, daß den Ochsenburgern der Mosthandel über die württembergische Grenze hinaus erlaubt wurde und wegen der geringen Rebflurgröße eine Kellervisitation künftig unterblieb. Vielleicht hat auch zum Erfolg der unterwürfige Ton des Schreibens beigetragen, in dem damals ein herzoglicher Beamter mit seinem Herzog zu verkehren hatte: „Euer Herzoglich Durchlaucht erstatte ich untertänigst den gnädig anbefohlenen Bericht und bitte gehorsamst um gnädige Resolution (Beschluß) wegen des auswärtigen Obstmostverkaufs, weil sich wirklich von dem benachbarten Metternich'schen Ort Flehingen ein Liebhaber eingefunden hat, der etliche Eimer 1775 zu seinem Hastrunk einkaufen will. Euer Herzoglich Durchlaucht untertänigst gehorsamster Stabsamtmann zu Ochsenburg D. Mejer.“

Quellenhinweise:

Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 213 Bü 9553.

Reyscher, Sammlung württembergischer Gesetze, Bd. 17.

Otto Conrad, Vom Most, in: Hie gut Württemberg, Jahrgang 1960, S. 56–59 und 1961, S. 2 und 11.

Fritz Koch, Die geographische Verbreitung der Obstkellerei, des Obstweins und Mostgenusses in Mittel- und Westeuropa (= Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, Heft 21, 1936).

Der „Kleine Ölberg“ in Bönningheim – ein Relief aus der Werkstatt Christoph von Urachs

von Hartmut Gräf

An der Ostseite des nördlichen Seitenschiffs in der Bönningheimer Stadtkirche hängt ein kleines Holzrelief (62 × 88 cm), das wegen der vielen Kostbarkeiten in dieser Kirche kaum beachtet wird. Die Bönningheimer nennen es im Gegensatz zum Ölberg im südlichen Seitenschiff fälschlicherweise den „Kleinen Ölberg“. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Darstellung der Aussendung der Jünger nach Math. 28, 16–20. Unterhalb einer Stadt sehen wir in einer Berglandschaft den Auferstandenen und die Jünger, von denen sich ein Teil dem Herrn zuwendet, ein Teil sich aber bereits auf den Weg zur Mission macht.

Es lohnt, dieses kleine Werk mit Muße zu betrachten, denn es erzählt in köstlichen Szenen den Abschied der Apostel. In einfallsreichen und prägnanten Formulierungen sind alle Stufen des Aufbruchs dargestellt. Da ist zunächst die Mittelgruppe von vier Aposteln, die sich dem Herrn zugewandt haben und teils kniend in Adorantenhaltung, teils sich erhebend den Taufbefehl empfangen. Die Apostel beiderseits dieser Gruppe sind bereits unterwegs. Links rastet einer an der Quelle und nimmt einen frischen Schluck aus der Flasche; Stab und Tasche hat er abgelegt und man sieht seinem Gesicht an, wie sehr er die Erfrischung genießt. Der rechte ruht unter einem Baum und zieht sich den Schuh vom Fuß. Die restlichen Apostel streben im Mittelgrund allein oder zu zweit in die Ferne. Entzückend, wie sie mit einfachsten Mitteln charakterisiert sind: Einer schreitet nach links, den Blick zuversichtlich nach oben gerichtet, Beutel und Feldflasche am geschulterten Wanderstab baumelnd. Die beiden vor ihm gehen eher zögernd einer ungewissen Zukunft entgegen. Gelungen ist auch die Zweiergruppe rechts in Rückansicht, bei der allein die runden Hüte die Fröhlichkeit ihrer Träger empfinden lassen.

Detailaufnahme vom Bönningheimer „Kleinen Ölberg“

Foto: Deutsch





Detailaufnahme vom Bönningheimer „Kleinen Ölberg

Foto: Deutsch

Insgesamt also ein sehr erzählfreudiges Werk, das in vielen Details das Thema ausmalt. Das ganze war ursprünglich farbig gefaßt, wie einige blasse Reste verraten! Grüntöne im Vordergrund, die nach oben zur Stadt hin in Ocker und Braun übergehen, und als farblicher Kontrast der Auferstandene in feurigrotem Mantel mit blauem Futter. Abgesehen von den zahllosen Wurmlöchern ist das Relief gut erhalten.

Von den Maßen her ist anzunehmen, daß das Werk vom Flügel eines Triptychons stammt, dessen Schrein knapp 2 m breit gewesen sein muß. Ob dieses Retabel bereits an der Stelle stand, wo heute das Relief hängt, oder woanders, oder ob das Relief erst nach dem Untergang des Altars in diese Kirche kam, läßt sich nicht mehr feststellen. Doch erlaubt eine genauere Betrachtung Rückschlüsse auf den Schnitzer. Zunächst fallen die beiden stark stilisierten Bäume mit den schuppenartigen Blättern auf. Wir finden sie wieder am Flügel des Besigheimer Cyriakusaltars bei der Anbetung der Könige. Dort finden sich auch ähnliche Kopf- und Gesichtstypen; so ist der Kopf Josephs in der Geburtsszene dem des rechts von Jesus knienden Jüngers in Bönningheim verwandt, während das Gesicht Marias vom Besigheimer Geburtsrelief in Bönningheim bei Christus und dem schuhabstreifenden Jünger anklingt.

Wir müssen den Bönningheimer Schnitzer also im Umkreis Christoph von Urachs suchen, von dem der Besigheimer Altar ja stammt. Sicherlich war in Bönningheim der Meister nicht selbst am Werk, dazu ist die Ausführung zu einfach, die Linienführung zu dürtig. Sicher aber war hier ein Geselle aus der Werkstatt Christoph von Urachs tätig, wie Wolfgang Deutsch kürzlich feststellte. Nach Deutchs Untersuchungen wurde dieser Geselle am Herrenberger Chorgestühl geschult. Dort erkennen wir dieselbe Erzählfreude mit einer Fülle einfallsreicher Details, dieselbe knappe Charakterisierung mit wenigen Strichen. Die strähnigen Haare, die wenigen parallelen Röhrenfalten, die Art der Modellierung, all das findet dort sein Vorbild.

*Detailaufnahme vom
Bönnigheimer „Kleinen Ölberg“
Foto: Deutsch*



*unten:
Detailaufnahmen
vom Cyriakusaltar in Besigheim:
Anbetung der Könige
und Flucht nach Ägypten
Fotos: H. Gräf*



Das Herrenberger Chorgestühl wurde um 1515 fertiggestellt, und auch das Bönningheimer Relief müssen wir der Werkstatt des jungen Christoph von Urach zuordnen, Deutsch datiert es um 1517. Das bedeutet, daß der Meister bereits vor dem um 1520 entstandenen Besigheimer Hochaltar mit einem Werk im Unterland vertreten war. Gehen wir davon aus, daß unser Relief vom Flügel eines Triptychons stammt, dann wäre es gut möglich, daß der Meister die Schreinfiguren dieses Retabels arbeitete und daß dies Werk so beeindruckte, daß ihm der Auftrag für das Besigheimer Retabel erteilt wurde. Es war bisher die Frage, wie Christoph von Urach dazu kommt, den Altar in Besigheim so weit ab von seinem sonstigen Arbeitsgebiet zu schaffen. Die Bönningheimer Tafel gibt darauf eine mögliche Antwort.



Aussendung der Jünger („Kleiner Ölberg“) aus der Werkstatt des Christoph von Urach

Foto: P. Giehl

Bedeutende Persönlichkeiten aus Bönningheim (II)

von Elisabeth Zipperlen

Die Missionare Henn, Kögel und Müller

Im Jahre 1722 wurde „Herrnhut“, eine Siedlung auf dem Grundstück des Grafen von Zinzendorf am Fuße des Hutberges in Sachsen, gegründet, um Flüchtlingen aus Böhmen eine neue Heimat zu geben. Die Gründer wollten eine Vereinigung von Brüdern sein, die sich zu einer strengen Kirchengemeinschaft und zu wahrer Nachfolge Jesu nach der Bergpredigt verpflichteten. Im Jahre 1768 fand die Herrnhuter Bewegung in Bönningheim großen Anklang, und zwar durch Bruder Aigler aus Heilbronn. Die Bönningheimer Pfarrakten zeigen, daß in den Jahren 1780 bis 1840 ein großer Herrnhuter Freundeskreis bestand. Die Versammlungen fanden größtenteils in Privaträumen statt, aber ein Pfarrer war immer dabei erwünscht. Es war aber nicht nur in Bönningheim so, auch im Zabergäu waren die Menschen den „Herrnhutern“ wie auch der inneren und äußeren Mission sehr zugetan. Aus Bönningheim zogen im Auftrag und für den Dienst der Brüdergemeinde Herrnhut Christian Benedikt Henn nach Nain (Labrador), Kaspar Kögel nach Grönland, Johannes Kögel nach Lichtenau (Grönland) und Johann Jakob Müller nach Elim in Südafrika. Was diese Bönningheimer alles erlebt haben – ihre Tätigkeit begann ab 1823 –, gleicht einem wahren Abenteuer, aber es glückte ihnen in vielen Fällen, die Eskimos für das Christentum zu gewinnen. Die Grönlandmissionare hatten mit großer Kälte und mit Treibeis oft schwer zu tun, aber sie berichteten bald, daß die einheimische Bevölkerung zu den Missionaren Vertrauen fand und oft bei ihnen blieb, um die Botschaft Gottes zu hören, um deretwillen die Missionare zu ihnen gekommen waren. Schon im ersten Winter wurden Eskimos getauft. Die Missionare erlernten auch die Sprache der Eskimos, und die Herrnhuter Mission legte großen Wert darauf, daß den Eskimos auch gezeigt wurde, wie sie in ihrem Lande ihren Lebensunterhalt verdienen konnten.

Johann Jakob Müller wirkte in Elim in der Kapkolonie mit seiner Frau fast 30 Jahre, von 1843 bis 1872. Er hatte dort neben der Missionsarbeit als Vorsteher der Gemeinde auch die äußere Verwaltung zu leiten. Die wirtschaftliche Grundlage dieser Gemeinde war die Schafzucht. Vergeblich war unter den Hottentotten die Arbeit nicht, aber es habe lange gedauert, bis sie endlich ihre Knie vor dem Kreuz des Heilands gebeugt hätten, wie Müller in einem Briefe schilderte. Seine Frau starb 1872, worauf er nach Deutschland zurückkehrte und noch 28 Jahre in Herrnhut blieb, wo er am 14. Juli 1900 im Alter von 87 Jahren still heimging. Seine Grabstätte ist in Herrnhut auf dem Friedhof auf dem Hutberg.

Louis Häusser

An der Kreuzung der Erligheimer Straße und Freudentaler Straße, gegenüber der Firma Amann, liegt heute die Restauration „Zum Alten Fritz“. In diesem Hause wurde dem Weingärtner Adam Friedrich Häusser am 6. November 1881 ein Sohn geboren, der einen extremen Lebensweg vor sich hatte. Er bekam den Namen Louis und hatte noch einen Bruder und eine Schwester. Die Kinder besuchten die Volksschule, wo auch Louis bis zum Schulabschluß blieb. Da er nicht in der Landwirtschaft und auch nicht in den Weinbergen mithelfen wollte, mußte er sich auf eigene Faust sein Brot in der Fremde verdienen und ging nach Frankreich. Er besaß die besondere Gabe, Sprachen, die er ja nicht in der Volksschule gelernt hatte, in kürzester Zeit zu erlernen. Er war genial, aber auch hemmungslos, selbstbewußt. Sein Verdienst war groß, und das war wohl der Grund dafür, daß er sich eine Ehefrau aus adeligen Kreisen suchte und fand. Seine erste Frau war Marguerite Häusser-Grange de Vendome aus einem belgischen Königsgeschlecht, welches noch zurückreichen soll bis auf König Heinrich IV. Sie liebte Komfort, Gesellschaften, das Genußleben, aber ihr Herz war kalt, sie wird als überheblich geschildert. Einem Sohn schenkte sie das

Leben. Sie sei, so hieß es, ablehnend gegen die einfache arbeitende Volksart gewesen, aus der ihr Mann hervorgegangen war. So war es kein Wunder, daß diese Ehe zerbrechen und die Geister sich scheiden mußten. So wandelte sich dieser Geschäftsmann Louis Häusser zum Philantropen. Er ging zuerst nach Rußland, auch noch mit Sektverkauf, aber dann kam plötzlich die Wandlung! Er wurde Prophet und Wanderprediger, an den sich bestimmt noch viele Bönningheimer erinnern können. Häusser gründete schon gleich nach dem ersten Weltkrieg seine Partei, in der er in Wort und Schrift einen weltweiten Sozialismus propagierte. Sein Aussehen mit der braunen Kutte und Sandalen erregte Aufsehen. Er wurde wieder zu der robusten, kernigen Kraftnatur, einer bäuerlichen Naturbegabung, die mit einer heftigen Leidenschaft das Gehäuse zersprengte, in dem normale Menschen ihr Dasein zubringen, so schrieb ein enger Jünger über ihn. Er wurde ein Narr in Christo, wie er sich selbst bezeichnet hat, nannte sich „Erster Präsident der vereinigten Staaten von Europa“ und kandidierte zum Reichstag. Interessant ist, daß die Zeitschrift „Die weiße Fahne“, die Häusser 1922/23 herausgab, in Heilbronn gedruckt wurde. Kurze Zeit nach diesen Auftritten, so ein Freund, sei Häusser wieder im Straßenanzug und in altbürgerlicher Grandezza auf Rede-Fahrt gegangen mit hohem schwarzem Zylinderhut, unter dem Arm elegant eine Reitpeitsche. Dann starb er im Dezember 1927 in Berlin. Dem damaligen Irrlehrer dürfte heute angesichts der harten Tatsachen manches abzubitten sein, er war tatsächlich seiner Zeit weit voraus, weshalb er wohl auch von den meisten Menschen nicht verstanden wurde. In München wird z. Zt. eine größere Abhandlung über Häusser von Dr. Linse geschrieben, der sich jahrelang mit Häusser und der damaligen Zeit beschäftigte.

Christoph Ulrich Hahn

Eine der wichtigsten Persönlichkeiten von internationaler Bedeutung lebte und wirkte 20 Jahre lang unermüdet in Bönningheim. Es ist Dr. Christoph Ulrich Hahn, der am 30. Oktober 1805 als fünftes Kind dem Ehepaar Daniel und Ulrike Hahn in Stuttgart geboren wurde (1). Vom Vater Daniel Hahn wird berichtet, daß er als Sekretarius im Finanzministerium ein äußerst pflichtgetreuer, wohl etwas pedantischer Mann gewesen sei, der väterlicher- wie mütterlicherseits weitverzweigten altwürttembergischen Familien entstammte. In Stuttgart besuchte der Sohn Christoph Ulrich das humanistische Gymnasium, seit dem 14. Lebensjahre litt er unter Asthma, aber trotz seiner anfälligen Gesundheit war es sein fester Wille, Geistlicher zu werden. In Tübingen studierte er als „Oppidanus“. Zwischendurch erkrankte er schwer, aber er gab nicht auf und unterzog sich einer Molkenkur in Gais im Kanton Appenzell. Nach dem Studium ging Hahn zunächst als „Hofmeister“ auf den Hohenasperg zum dortigen Obrist von Kächler und dann nach Lausanne. Im Mai 1830 bestand er seine zweite theologische Dienstprüfung. Zwei persönliche Enttäuschungen blieben ihm jetzt nicht erspart: Er stand kurz vor der Verlobung, als die Braut schwer erkrankte, und inzwischen waren Intrigen gegen ihn geschmiedet, die seine Berufung als Diakon nach Bönningheim zunächst rückgängig machten. Aber im November 1833 konnte Christoph Ulrich Hahn sein Amt in Bönningheim doch antreten, und die Bönningheimer bereiteten ihm einen sehr herzlichen Empfang. Seine Wohnung nahm er an der Kirchstraße im Helferaus (später Präzeptorhaus). Seine Bönningheimer Zeit, die 26 Jahre dauern sollte, war überaus fruchtbar, auch für sein späteres Leben. Wenn es auch mal kriselte, so wurde ihm Bönningheim doch zur Heimat. Der lebendige Geist, der in ihm steckte, gab ihm neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit noch eine weitere. Hahn war durch seine früheren Aufenthalte und Erfahrungen als Lehrer am Erziehungsinstitut des Jean Gaudin in Lausanne erprobt, und da gerade vor den Toren südlich der Stadtmauer das Haus einer einstigen Gerberei frei war, eröffnete er hier eine Knabenerziehungsanstalt, die 1834 mit zwölf Knaben und drei Lehrern den Betrieb aufnahm. Wohlhabende Bürger von Bönningheim hatten ihn tatkräftig unterstützt. Sie übernahmen auch die Verwaltung. Hahn selber war der pädago-

gische Direktor, die Seele dieses Unternehmens, welches sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. In seiner Blütezeit zählte das Institut 8 Lehrer und 60 bis 70 Schüler. Der Unterricht war modern und umfaßte die Fächer Religion, alte und neue Sprachen, Länder- und Naturkunde, Arithmetik, Geometrie, Handelswissenschaft, kaufmännisches Rechnen, Deklamation, Musik, Zeichnen und Turnen.

Für die kleine Landstadt Bönningheim war das damals eine „große Sache“. Nur ein Teil der Schüler kam aus Bönningheim, Besigheim und der weiteren Umgebung. Die umfangreichen Beziehungen Hahns und sein guter Ruf als Erzieher hatten zur Folge, daß viele Schüler aus der Westschweiz, darunter zwei Söhne seines alten Institutsleiters aus Lausanne, aus den Tälern der Waldenser in Piemont, aus Paris, Lyon, Mömpelgard, England, dem Baltikum, Rußland und sogar aus New York, Ostindien oder Kapstadt kamen. Jeweils an bestimmten Wochentagen wurde im Institut französisch und englisch gesprochen. Das hohe Niveau dieses Instituts wurde durch die Leistungen der Schüler in späteren Berufen bestätigt. Dann kamen die Revolutionsjahre 1848/49, welche die gute Entwicklung des Bönningheimer Knabeninstituts beeinträchtigten. Es traf Hahn schwer, daß seine älteren Schüler der Anstalt am Markttage (Mariä Verkündigung) mit aufgepflanzten Sensen zum Krappenberg hinaus zogen, um die „Franzosen“ aufzuhalten und die Stadt vor ihnen zu schützen; ein Lehrer, Präzeptor Reinhardt von der Lateinschule, der auch im Institut lehrte, wurde wegen seiner ablehnenden Haltung und Stellungnahme von den jugendlichen Helden mit Entrüstung als „Markgröninger“ bezeichnet. Jetzt gaben die Jugendlichen auch ihrem inneren Unmut freien Lauf. War in den vielen Jahren bis 1848 das Vertrauen zwischen Lehrern, Direktor und Zöglingen ein sehr herzliches gewesen, so brachte das Jahr 1848 plötzlich einen Umschwung. Es kamen immer weniger Zöglinge.

In den Jahren nach 1848 nahm die Sorge um Werk und Zöglinge die Zeit und die Kraft des Leiters Christoph Ulrich Hahn so sehr in Anspruch, daß er sich von mancherlei Pflichten zurückziehen mußte. Im Frühjahr 1853 verließen gar die letzten Zöglinge das Institut, und die Pforten dieser weltberühmten Knaben-Erziehungsanstalt mußten geschlossen werden, aber das Haus wurde gleich weiter übernommen.

Hahn hatte nun aber keineswegs resigniert. Er sah mit offenen Augen, was alles fehlte in der Bevölkerung. Er war es, der als Seelsorger den ersten Anstoß gab, daß den Kleinkindern, wenn die Mütter im Sommer zur Feldarbeit oder im Herbst zur Weinlese gingen, Obhut gegeben wurde. Hahn gab daher den ersten Anstoß zur Schaffung eines Kindergartens (1851). Auch persönliche Trauerfälle, wie den Verlust seiner beiden geliebten Ehegattinnen, wußte Hahn tapfer zu tragen, dank seiner tiefen religiösen Einstellung. Hahn schloß sich sehr der 1841 gegründeten Gustav-Adolf-Stiftung an und widmete sein weiteres Leben auch der Inneren Mission. Gerade die Notjahre 1847/49 ließen viele Bezirkswohltätigkeitsvereine wieder entstehen, und Hahn übernahm die Leitung des Besigheimer Vereins, zu dem auch Bönningheim gehörte. Dem Würt. Wohltätigkeitsverein diente er bis zu seinem Ableben. In Bönningheim gab er eine große Arbeit für Handel und Gewerbe heraus, wichtig auch seine Vermittlung von Arbeit und seine Zusammenarbeit mit Franz Schulze-Delitzsch. Hahn griff verschiedene Probleme auf, so das Problem der Auswanderer und Waldenser, und auch die weitere Kirchengeschichte lag ihm sehr am Herzen. Er war überall im Schwabenland, ja in ganz Deutschland und im Ausland bekannt. Er wurde mit Ehren und Medaillen ausgezeichnet und Bönningheims erster Ehrenbürger; Hahn erhielt aus der Gemeinde rührende Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, und der neue Dekan Gauß von Besigheim charakterisierte ihn am 5. März 1859: „Sein Benehmen ist, obwohl nicht ohne Selbstgefühl, so doch anspruchslos. In jüngeren Jahren war er etwas kirchlich schroff, aber jetzt nicht mehr.“ Am 1. April 1859 trat Hahn eine neue Stelle in Heslach bei Stuttgart an.

Die Bönningheimer Zeit war für Christoph Ulrich Hahn eine Zeit der inneren Reife. Die Zeit der Schwankungen zwischen seinen wissenschaftlichen, pädagogischen und sozialen Interessen war nunmehr überwunden, auch sein puritanischer, eifernder Christenglaube wich und wurde zu einer milden, tief im Evangelium wurzelnden Religiosität. Bönningheim darf

dankbar sein, diesem edlen Mann, diesem Pfarrer, Vorkämpfer des Wohlfahrtswesens, Begründer des württembergischen Roten Kreuzes eine Wahlheimat gewesen zu sein. In den Morgenstunden des 5. Januar 1881 erlöste ihn im Stuttgarter Krankenhaus ein sanfter Tod von einem schweren Leiden.

Friedrich Graf von Stadion

Wer sich von Süden her Bönningheim näherte, mußte einst durch das „Untere Tor“ fahren, neben dem das Liebensteiner Schlößchen stand, ein dreistöckiger Fachwerkbau. In der Zeit von 1666 bis 1727 hatte Erzbischof Philipp von Mainz Teile von Bönningheim, also das Liebensteiner Viertel, an Württemberg verpfändet, und während dieser Zeit amtierten in diesem Schloß württembergische Beamte als „Baumeister der Ganerben“. 1668 wurde der württembergische Obervogt des Zabergäus, Friedrich Ludwig von Jannowitz, Baumeister, später auch Eberhard von Varnbüler aus Hemmingen. Nach der Auflösung der Pfandschaft im Jahre 1727 erhielt der kurmainzische Erzkanzler und Großhofmeister sowie kaiserlich-österreichische Geheime Rat Johann Philipp von Stadion vom Mainzer Erzbischof Friedrich Karl von Schönborn – seinem Schwager – die Stadt Bönningheim, den Michaelsberg, Neu-Cleebronn und Erligheim als Pfandschaft und wurde von Kaiser Josef I. in den Reichsgrafenstand erhoben.

Philipp von Stadion kam selber nie nach Bönningheim. Er setzte einen jungen Amtmann ein, der die Interessen seines Herrn zu vertreten hatte: Xaver Franz Grimme.

Nach dem Ableben Philipps erbte sein Sohn Friedrich von Stadion Warthausen und Bönningheim, der Bruder Konrad Oberstadion und Tannhausen. Friedrich trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters, diente vier Kurfürsten von Mainz als glänzender Diplomat, war auch Großhofmeister, besaß ein herrliches Palais in Mainz, kam hin und wieder nach Warthausen und fing an, sich auch für die neue Erbschaft Bönningheim zu interessieren. Die Bönningheimer hatten großes Zutrauen zu ihm, und gleich nach einem ersten Besuch wurden ihm Klagen über den katholischen Amtmann Grimme vorgetragen. Graf Friedrich untersuchte den Fall, setzte Grimme ab, der sich auf Katharinenplaisir zurückzog, und neuer Gräflicher Amtmann zu Bönningheim wurde Ludwig Konrad Meurer, der Sohn einer begüterten Familie, der auch die große Herberge „Zur Krone“ gehörte.

Graf Friedrich gefiel es im Liebensteiner Schlößchen zu Bönningheim offensichtlich nicht. Es wurde abgerissen bis auf den Kavalierbau, und Graf Friedrich ließ durch seinen Baumeister Antoni Haaf aus Reutte/Tirol, der auch Warthausen geschaffen hatte, das noch heute bestehende Schloß bauen. Er sparte nicht und ließ aus edlem Holz die Fußböden des Festsaaus sowie Türen und Fensterläden herrichten. Für verschiedene Räume wurden wunderbare Stuckdecken geschaffen, die schönsten im Festsaal, der obendrein eine herrliche Ledertapete erhielt, die heute im Schloß zu Ludwigsburg einen Raum im Corps de Logis ziert.

Zur Stadion-Zeit hatten die Bönningheimer einen erstklassigen Stadtschreiber namens Sußdorf. Das Rathaus von 1549 gefiel diesem hohen Herrn auch nicht, so daß es abgerissen und an derselben Stelle durch Baumeister Antoni Haaf ein solides Haus im Barockstil erbaut wurde. Bei der Einweihung 1766 muß auch Graf Stadion dabei gewesen sein, denn er war im Herbst 1765 für zwei Jahre ganz nach Bönningheim ins Schloß gezogen, da er in Mainz großen Ärger mit den Jesuiten hatte. Die Schauseite des neuen Rathauses ging auf die Straßenkreuzung gen Osten zu. Auf dem First dieses Baues befand sich eine Uhr, die mit der Deckenuhr im Ratssaal gekoppelt war. Der Barockstil mit seinen Sandsteingesimsen, schönen Voluten, Schnecken und Verkröpfungen trat hauptsächlich an der Ostseite in Erscheinung. Ein kleiner Balkon zierte diese Ostseite mit dem Mainzer Rad und zwei Monden, die das Wappen der Magenheimer sein sollten, hier aber fehl am Platze waren, da die Stadt den liegenden Mond der Patronatsfamilie von Wöllwart hat, was immer wieder zu Verwechslungen Anlaß gab. Der Eingang war auf der Nordseite.

In der Rathaushalle fiel der Blick auf den architektonisch reizvollen Treppenaufgang mit schmiedeeisernem Geländer, etwas kleiner als der Treppenaufgang im Schloß. Von der Einweihungsrede des Ratschreibers Johann Julius Sußdorf sind noch einige interessante Ausführungen erhalten, so auch jene Sätze: „Soll dieses Haus ein Haus der Weisheit seyn, so solle mit demselben die Wohlfahrt unserer Statt und das Gemein-Beste besorgt werden, so muß es auf sieben Säulen gegründet seyn, und wo es auf diesen ruht, so steht die Wohlfahrt unseres geliebten Bönningheim auf ehernen Pfeilern; diese sieben Säulen sind: Klugheit, Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, Eintracht und Redlichkeit, ohne diese wird diesem Gebäude syne wahre Zierde mangeln.“ Für die wichtigsten wertvollen Urkunden aus dem alten Rathaus war im neuen Ratssaal an der Südwand ein Schrank eingelassen, wo viele alte Originalurkunden mit herrlichen Siegeln, wie z.B. die Anfrage Kaiser Maximilians I. wegen der Kinderzahl der Schmotzerin oder weitere Kostbarkeiten wie der Schwurstab aufbewahrt wurden.

Graf Friedrich genoß zu seiner Zeit den Ruf eines sozialen „Neuerers“. Allen seinen Angestellten in Warthausen wie in Bönningheim zahlte der Graf eine Altersrente. Die Bönningheimer hatten im Grafen Stadion einen freigebigen, toleranten Regenten, dessen Ableben am 28. Oktober 1768 in Warthausen und auch in Bönningheim große Trauer hervorrief. Ausführlich wird im Totenbuch berichtet, daß sechs Wochen lang jeden Mittag um 12 Uhr und abends eine Stunde lang die Glocke durch den Mägdlein-Schulmeister geläutet wurde und daß am 11. Dezember 1768 die große Trauerfeierlichkeit stattfand. Der hiesige Magistrat, die Herren des Gerichts samt den vier Schultheißen, die Geistlichkeit, der ganze Magistrat, die Präzeptoren, die Schulmeister, die Kaufmannschaft, die Zünfte, das Musikkollegium und die Schulknaben begaben sich nach dem gräflichen Schloß, wo im unteren Saal von dem Herrn Oberamtsverweser Stadtschreiber Sußdorf die Kondolenz entgegengenommen wurde. Im Schloßhof wurde die Trauerarie gesungen, und unter dem Geläute aller Glocken ging der Trauerzug, gefolgt von der ganzen Trauergemeinde, durch die Hauptstraße zum Rathaus, wo erneut eine Trauerarie gesungen wurde, hin zur Stadtkirche. Die Kanzel, die Altäre und der Taufstein (er stand damals in der Mitte vor dem Lettner) waren schwarz verhängt. Vor dem Taufstein war der Trauerkatafalk aufgestellt. Die Leichenpredigt hielt Stadtpfarrer Johann Albrecht Sußdorf. Die Parentation (Lebensabriß) und Einsegnung hielt Pfarrer Johannes Wiederschein. Nach dem Umgang aller Leidtragenden um den Altar ging der Zug wieder ins Schloß zurück. Der Nachfolger und neue Herr war Graf Friedrichs Sohn Franz. Da die Erben von Friedrich von Stadion kein Interesse an Bönningheim, Neu-Cleebronn, Erligheim und dem Michaelsberg hatten, wurde mit Zustimmung von Mainz am 29. April 1785 diese kleine Herrschaft Württemberg einverleibt, und am 1. Mai 1785 fand in der Stadtkirche die große Huldigungsfeier statt, die am 11. Mai 1785 durch den Besuch Herzog Karl Eugens im Bönningheimer Schloß „gekrönt“ wurde.

Sophie de la Roche

Kahl, fast herzlos kam es dem neuen Stadionschen Amtmann in Bönningheim, Georg Michael de la Roche, und seiner Ehefrau Sophie beim Einzug ins Stadionsche Schloß vor, wo die beiden nur zwei Jahre, von 1769 bis 1771, lebten. Ihre Kinder waren in Straßburg und Colmar in Pension bei dem erblindeten Meister Pfeffer, wo sie sehr gut aufgehoben waren und viel lernen konnten. Erschien dem Ehepaar das Leben, gemessen an der Eleganz und dem musealen Leben an den Höfen von Mainz und Warthausen, einfacher, so ging die Familie la Roche hier in Bönningheim doch unbewußt großem neuem Ruhm entgegen.

Madame Sophie de la Roche wurde nach dem Kaufbeurer Taufbuch am 6. Dezember 1730 getauft. Ihr Vater war Arzt und zog bald in seine Heimatstadt Augsburg. Mit 15 Jahren bekam Sophie ihren ersten Heiratsantrag, den sie glatt ablehnte. Ein Jahr später warb ein italienischer Arzt um sie, Dr. Bianconi. Sophie geriet dabei in ein Dilemma im Hinblick auf die Erziehung der zu erwartenden Kinder. Ihr Vater, der seine Kinder evangelisch erzogen

hatte, verlangte, daß Mädchen aus dieser Ehe evangelisch würden, Knaben aber katholisch. Dr. Bianconi dagegen wollte alle Kinder katholisch erziehen. Bianconi wollte Sophie gar entführen, was sie aber strikt ablehnte. Sie kam nach Biberach zu Verwandten, wo sie oft mit dem um zwei Jahre jüngeren Vetter Christoph Martin Wieland zusammentraf, der 1750 von Erfurt gekommen war und mit dem sie sich auch verstand. Dann lernte Sophie einen Mann kennen, der Georg Michael de la Roche hieß und als Sekretär beim Grafen Friedrich von Stadion tätig war. Graf Friedrich bereitete am 27. Dezember 1753 in der Schloßkapelle zu Warthausen die Trauung vor. Mit dem zehn Jahre älteren Gatten kam sie nach Mainz, wo sie nun im Palais schalten und walten durfte, denn auch der Graf war von ihr entzückt. Später wurde im Schloß zu Warthausen ein Musenhof gegründet, zu dem auch der damalige Stadtschreiber Wieland zugezogen wurde. Sophie schenkte ihrem Gatten fünf Kinder – es heißt sogar, ein Kind sei im Bönningheimer Schloß geboren.

Mit dem Ableben des Grafen Friedrich von Stadion änderte sich die Situation recht einschneidend, denn Graf Friedrich von Stadion hatte la Roche testamentarisch zum Oberamtman in Bönningheim ernannt. Hier im schönen Schloß fühlte sich Madame la Roche als Schloßherrin, als Hausfrau, aber dann kam die Zeit, wo sie Angst vor der Ruhe, die hier war, bekam, und sie fand die Stille um sie herum als erdrückend. Aber da tauchte ein lieber Bekannter aus Schwaigern auf, den das Ehepaar la Roche von Warthausen her kannte; er war es, der Sophie anregte, ihre Gedanken einmal aufzuschreiben und ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie fand ein schmales, kleines Zimmer im Untergeschoß des Schlosses im Norden mit dem Blick zu den vom Grafen schon gesetzten Platanen, und durch das schöne Gitter fiel ihr Blick auf den Brunnen mit der schönen Figur des Hl. Georg, der den Drachen tötet. Zuerst hatte sie Angst, was ihr Ehemann dazu sagen würde, wenn sie zur Feder griff, aber Pfarrer Brechter wußte sie zu trösten und ihr anzuvertrauen, daß auch ihr Mann „Briefe über das Mönchwesen“, die anonym herausgegeben worden seien, geschrieben habe. Beruhigt über das Gehörte ging Sophie de la Roche daran, ihren Roman in Briefform niederzuschreiben, mit dem Titel „Geschichte des Fräuleins von Sternheim, von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und anderen zuverlässigen Quellen gezogen“, herausgegeben von C. M. Wieland 1771.

So entstand im Bönningheimer Schloß der erste deutsche Frauenroman! Gewiß, es war ein sentimentaler Roman nach englischem Vorbild, den ihr alter Freund selbst aus der Taufe hob. Sophies Erstlingswerk erregte aber seinerzeit außerordentliches Aufsehen, die Verfasserin wurde mit einem Male berühmt, und der Name der kleinen Stadt Bönningheim spielte in der Geschichte der Aufklärung eine große Rolle.

Noch 1771 verließ die Familie la Roche Schloß und Stadt, denn Georg Michael hatte einen hohen Posten beim Bischof von Trier bekommen. Die Trierer Kurfürsten und Bischöfe hatten ihre Residenz in der Philippsburg zu Ehrenbreitstein, wo Sophie, wie einst in Mainz und Warthausen, einen literarischen Zirkel hatte. Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit wurde Sophie de la Roche auch bekannt durch ihre Enkelin Bettina und ihren Enkel Clemens von Brentano. Nach dem Ableben ihres Gatten am 11. November 1788 zog sie sich in Offenbach in ihr Grillenhäuschen zurück, aber immer noch im regen Briefwechsel mit den damaligen literarischen Großen. Gabriele König-Warthausen schreibt in einem Beitrag über Sophie: Sophies Wirken auf ihre Zeit war, abgesehen von dem literarischen Einfluß, daß sie für die Frau die Teilnahme an den geistigen Gütern erschloß.

Alois, Emil und Alfred Amann

Als das internationale Hahnsche Knabeninstitut in Bönningheim 1853 seine Pforten schloß, erwarben am 1. November 1854 Alois Amann und Immanuel Boehringer das Gebäude und den großen Garten, um eine Fabrikation gewirnter und gefärbter Seiden aufzunehmen. Alois Amann, am 3. Juli 1824 in Saulgau geboren, hatte schon mit 14 Jahren sein Elternhaus verlassen, um in die Welt hinaus zu ziehen; seine damalige Habe be-

stand aus dem Segen der Eltern und 17 Gulden. Die ersten Lehrjahre waren hart, seine kaufmännische Lehrzeit betrug 6 Jahre. Er war ein ehrlicher, gewissenhafter, charakterfester junger Mensch, der ein gutes Zeugnis bekam, als er in die weite Welt hinauszog, wie es damals üblich war; er lernte Deutschland kennen und sah sich auch im Ausland um, um die Nähseidenfabrikation genau zu erfassen. Ihm blieb es vorbehalten, auf dem Gebiet der Seidenzwirnerie in Deutschland als Pionier zu wirken.

In Immanuel Boehringler lernte er einen Gleichgesinnten kennen. Gemeinsam beschlossen die beiden, in Bönningheim eine Nähseidenfabrik zu gründen. Leicht wurde es den beiden Herren nicht gemacht. Drehten im Jahre 1854 zwei Radtreiber im Schweiß ihres Angesichts das große Schwingrad, so waren es 1855 schon zwei Esel und zwei Göppelochsen. 1856 wurde bereits mit einer Dampfmaschine gearbeitet, dazu wurde ein Dampfkessel aufgestellt. So wurde Stein auf Stein gefügt. Seit 1883 wirkten die beiden Söhne von Alois Amann mit; der am 2. März 1862 geborene Emil und der am 20. September 1863 geborene Alfred. Der Geldgeber Boehringler schied aus, um sich wieder mehr seinen Teeplantagen widmen zu können. Hatte am Anfang die Firma mit Amann & Boehringler firmiert, so hieß es nun „Amann & Söhne“. 1890 wurde Alois Amann, der Gründer, durch König Karl zum Kommerzienrat ernannt. Der Sohn Emil war einer der ersten Industriellen, die mit Kunstseide experimentierten, auch ihm wurde der Titel Kommerzienrat verliehen. Am 28. September 1892 schloß Alois Amann seine Augen für immer.

Die Familie Amann wohnte zuerst in der Kirchstraße in jenem Fachwerkhause, welches heute noch steht (Haus Pantle); es ist das Haus dreier Ehrenbürger unserer Stadt. Alfred Amann war für jeden zu sprechen; er hatte für seine Mitarbeiter genauso viel Zeit wie für die Großkaufleute, die aus aller Herren Länder kamen. Jeder in seiner Art machte der Stadt Stiftungen, sei es die Friedhofskapelle, die Schulen, die Turnhalle (heute Festhalle) oder vielerlei andere Wohltätigkeiten. 1917 schied Kommerzienrat Emil Amann aus und zog nach Wiesbaden, wo er am 30. Januar 1936 verstarb und im großen Familiengrab auf dem Bönningheimer Friedhof beigesetzt wurde. Über 50 Jahre hat Alfred Amann den Betrieb geleitet und verwaltet. Nicht zu Unrecht wird er Vater des Werkes, Vater der Stadt Bönningheim genannt. Sein Wahlspruch war: Jung jung sein ist keine Kunst, alt jung sein ist Gottes Gunst.

Gustav Werner

Überall in unseren Landen, auch im benachbarten Elsaß, gab es Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts große Hungerzeiten. In jenem Jahrhundert lebte ein Geistlicher namens Gustav Werner, der am 12. März 1809 in Reutlingen geboren war. Er war ein Kind des gediegenen schwäbischen Bürgertums. Für ihn war die Berufswahl kein Problem, er wurde Pfarrer; in seine Studienzeit fiel die in Aussicht gestellte Endzeit, auf die Werner später in seinen Predigten im Bewußtsein der „Zukunft“ auch einging, volksnah, unkompliziert, zeitnah, aber aufrüttelnd. Es ging damals schon nicht mehr um das Wohl des einzelnen, sondern um die Erneuerung des Geistes.

Sehr einschneidend in seinem Leben war die Begegnung mit dem Werk des elsässischen Pfarrers Oberlin, der das in den Vogesen liegende, entlegene Steintal zu neuem Leben erweckte und zu wirtschaftlicher Blüte führte – es war Oberlin nicht mehr persönlich, der einige Jahre zuvor gestorben war, sondern sein Erbe, das weiter lebte.

Gustav Werner begann Ostern 1837 mit der Gründung einer Kleinkinderschule, später mit einer Industrieschule, dies waren die ersten Schritte zu seinem großen Werk, dem Reutlinger Bruderhaus. Gustav Werner kam auch nach Bönningheim um Hilfe zu bringen. An der Hauptstraße lag das große Gebäude der Gastgeberei „Zur Krone“. Der letzte Wirt, Meurer, war kinderlos und verkaufte 1848 an Karl Heck das so günstig gelegene Gebäude. Dieser richtete eine private Postexpedition ein, die durch königliches Dekret anerkannt wurde, aber er ging schon nach wenigen Jahren in Konkurs. Es war das Glück auch für

Bönnigheim. Zuerst wurde durch G. Werner ein Laden eingerichtet, dann folgte eine Weißstrickerei sowie eine Strickschule mit einer Lehrerin. Das war im Sommer 1857, als Werners Murrhardter Betrieb nach Bönnigheim verlegt wurde. Die Schulmädchen erhielten Strickunterricht, und die fertige Ware wurde verkauft. Es wurden wöchentlich ca. 200 Hauben gestrickt, wobei die Beschäftigung einheimischer Kinder im Vordergrund stand, um die Familien zu entlasten. Im Sommer 1857 kam die Band- und Zeuglen-Weberei von Murrhardt nach Bönnigheim. Die ausgebildete Lehrkraft war der Webmeister Christian Hartenstein aus Reutlingen. In der groß gebauten Scheune wurde ein heller Arbeitsraum eingerichtet. Hier mußten die bereits erwähnten Jugendlichen an Handwebstühlen eine Weblehre durchmachen. „Die meisten kommen zur Ordnung, ohne daß wir gezwungen wären, Gewalt anzuwenden, die Unverbesserlichen entfernen sich freiwillig“, so lesen wir in Werners Bericht aus dem Jahr 1860.

Der Betrieb hatte außer den beiden Leitern der Band- und Zeuglen-Weberei keine Lohnarbeiter, litt aber unter den hohen Baumwollpreisen, den mangelhaften Arbeitskräften und einer Kapitalknappheit, so daß er allmählich, nicht zuletzt angesichts hoher Zinsbelastung und der Konkurrenz durch mechanische Webstühle, unrentabel wurde. Anfang 1865 waren von 13 Bandstühlen nur 7, von 40 Barchent- und Zeuglen-Stühlen nur 3 im Gang. Die gute Absicht Gustav Werners, der hier insgesamt 200 Mädchen in der Strickanstalt Beschäftigung gab, fand leider wenig Anklang bei der geistlichen Verwaltung! So geriet Gustav Werner durch all das ihm zugefügte Mißtrauen der Institutionen in finanzielle Schwierigkeiten. Im April 1867 wurde auch die Bönnigheimer Wernersche Anstalt verkauft!

Gottlieb Eberhard

Es ist immer interessant, einen Lebensfilm einmal rückwärts zu drehen und mit der Generation vor uns Fühlung zu nehmen. Eine Persönlichkeit in Bönnigheim war Stadtpfleger Gottlieb Eberhard. Sein Geburtsort war Brackenheim, wo er die Schule besuchte. Es ist leider nicht bekannt, ob er auch die dortige gutgeführte Lateinschule besuchte. Bereits mit 20 Jahren kam er auf das Bönnigheimer Rathaus unter Stadtschultheiß Finkh. Bereits 1842 gehörte Eberhard zu den Mitbegründern des Gesangvereins „Concordia“. Er verheiratete sich mit der Tochter des Schmiedemeisters und Tierarztes Wilhelm Friedrich Zipperlen und zog in das Haus Kirchstraße, gleich neben dem schönen Fachwerkhause Jung und gegenüber vom Rathaus, wo er als Verwaltungsaktuar ein ganz zufriedenstellendes Auskommen hatte. Aber dieser tätige Mann nahm am 1. Juli 1858 in seinem Wohnhaus die Postexpedition an, die er bis 1884 innehatte. Zugleich war er Stadtpfleger, Steuereinbringer, Armen- und Stiftungspfleger, Schulfondsrechner, Deputierter der Amtsversammlung sowie Agent der Feuerversicherungsgesellschaft.

Als Briefträger hatte Postexpeditor Eberhard eine Botin, die im Korb die Post austrug und durch Gottlieb Eberhard jeden Tag mit 12 Kreuzern entlohnt wurde, das sind ungefähr 48 Pfennig. Interessant ist, daß bei Eberhard auch die Stadtpflege in seinem Privathause untergebracht war, weil man die unteren Räume des Rathauses für Feuerwehrzwecke dringend brauchte. Auf dem Rathaus amtierte nur der Schultheiß und ein Gehilfe sowie der Stadtknecht. Trotz der vielen Ämter wurde diesem rührigen Mann immer wieder die gute Amtsführung anerkannt. Neben verschiedenen Ehrungen, wie der goldenen Zivildienstmedaille, dem Ritterkreuz des Friedrichsordens sowie der Erinnerungsmedaille in Bronze erhielt Eberhard als Steuerkommissär der Grundsteuerschätzung einen silbernen Pokal mit Stadtwappen. Nach der Amtsniederlegung 1898 als Stadtpfleger blieb er noch weiter als Gemeinderat tätig. Gottlieb Eberhard war unter vier Stadtschultheißen tätig und hat für Bönnigheim, welches ja nicht seine Geburtsstadt war, unendlich viel getan. Deshalb wurde ihm als zweitem in der Stadtgeschichte die Ehrenbürgerwürde am 31. Oktober 1906 verliehen mit einer schönen Urkunde, die heute noch im Besitz seines Urenkels Dr. Jürgen Meechels ist. Am 8. September 1908 starb diese umtriebige Persönlichkeit nach kurzer schwerer Erkrankung.

Gar manche Anekdote wurde über ihn erzählt, einige haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wie folgende: Es hatte eine Differenz gegeben mit dem Oberholzmacher Rühl im Stadtwald und dieser mußte zum Stadtschultheißen, der versuchte, den erregten Rühl zu beruhigen und aufzuklären, daß er tatsächlich im Unrecht sei, was aber Rühl partout nicht einsehen wollte. Da schrie Rühl den Stadtschultheißen an: „Und wenn Sie glauben, Sie sind die oberste Behörde, dann gehe ich gleich rüber zum Stadtpfleger Eberhard, der ist nämlich noch viel höher als Sie.“

Immanuel und Alfred Boehringer

Trotz ihres Reichtums blieben Immanuel Boehringer und sein Sohn Alfred immer zurückhaltend und wirkten in aller Stille für die kirchlichen Belange. Durch ihre große Wohltätigkeit traten sie in die Fußstapfen von Christoph Ulrich Hahn, den Immanuel Boehringer noch persönlich kennenlernte. In Bönningheim hatte die Familie eine schöne Villa mit umliegendem großen Park. Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges wohnten sie im Winter in Stuttgart. Als kurz vor der Jahrhundertwende die Stadtkirche renoviert werden mußte, übernahmen beide Herren fast die meisten Kosten der Renovierung und stifteten obendrein noch drei neue Glocken sowie die große Orgel, die damals bereits auf 16 000 Mark kam. Als Bönningheim eine Wasserleitung erhielt, wurde an der Nordseite der Kirche nicht nur der große Platz vor der Kirche gärtnerisch hergerichtet, sondern auch ein Brunnen- und Denkmal gestiftet. Unter einem Pavillon stand ein großer Wassertrog, in der Mitte auf einer Schildkröte saß ein Büble und aus dem Schildkrötenmund floß ganz leicht das gute Quellleitungswasser. Auch nach dem Ableben seines Vaters hat sich Alfred Boehringer für den Kindergarten in der Bismarckstraße eingesetzt, der auf eine Stiftung der Familie Boehringer zurückgeht.

Anmerkungen

1) Vgl. zuletzt Karl Seeger, Christoph Ulrich Hahn (1805–1881), in: „Ganerbenblätter“, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Bönningheim, Jahrgang 3, 1980, Seite 44 bis 64.

Der dritte und letzte Teil des Beitrages wird voraussichtlich in Heft 2/1983 veröffentlicht.

Rechenaufgaben aus dem Jahre 1797

von Theodor Bolay

Vor kurzem hatte ich in Herrenberg Gelegenheit, ein altes handgeschriebenes „Rechenbuch“ einzusehen. Es trug den Titel „Rechenbuch von Joh. Jak. Heiligmann“. Dieser war offenbar damals noch ein Schüler, der entweder in der Schule unterrichtet wurde oder Privatunterricht genossen hat, denn die Aufgaben in diesem Rechenbuch sind alle handgeschrieben und darunter jeweils die Lösung der Aufgabe vermerkt. Das Ergebnis („facit“) wurde nach Auflösung der Aufgabe hinter der Aufgabe selbst eingetragen.

Die Aufgaben entstammen stofflich dem Lebenskreis der damaligen Schüler und sind ihrer Um- und Arbeitswelt entnommen, die ihnen gut vertraut war durch die Feldarbeit, die sie damals mit ihren Eltern verrichten mußten.

Ich habe nun einige Aufgaben aus dem Gebiet des Weinbaus herausgesucht, die damals wohl auch auf andere württembergische Weinbaugebiete, wie beispielsweise das Zaber-
gäu, zutreffend waren, und auch die errechneten Erträge dürften in allen Weinbaugebieten annähernd gleich gewesen sein!

Vier solcher Aufgaben sind nachstehend verzeichnet, die zugleich Einblicke gewähren in die damaligen Verhältnisse auf dem Gebiet des Weinbaus:

„Item Einer hat 15 Weinberg verliehen, hat aus einem jährlich 3 Fuder, 4 Aymer, 12 Imi, 6 Mas Wein, wie viel lauft es zusammen? Facit: 56 Fuder, 5 Aymer, 13 Imi.“

„Item einer hat aus 18 Kelter den Zehend- und Kelter(er)wein zu empfangen, und zwar aus jeder Kelter 5 Fuder, 5 Aymer, 15 Imi, 8 Mas, was machts in Summa? Facit: 107 Fuder, 5 Aymer, 12 Imi, 4 Mas.“

„Item! Ein Viertel Weinbergs hat 358 Weinstöck und ein jeder Weinstock hat 4 Ruthen und eine jede Ruthe hat 5 Augen und ein jedes Aug hat 2 Trauben und ein jeder Traub gibt ein 1/2 Achtel Wein. Fragt sich nun, wie viel ermeltes Viertel Weinberg an Wein geben hat? Facit: 5 Aymer, 9 Imi, 5 Mas.“

„Item 1 Morgen Weinbergs hat 1000 Stöck und ein jeder Stock hat 3 Ruthen und ein jedes Ruth hat 5 Augen und ein jedes Aug hat 2 Trauben und ein jeder Traub gibt 1/8 Wein. Wie viel hat ermelter Morg gegeben? Facit: 23 Aymer, 7 Imi.“

(1 Fuder Wein = 12 Eimer, 1 Eimer = 60 bis 66 Maß, 1 Imi = 10 Maß oder 40 Schoppen.)

Buchbesprechung

GÜGLINGEN · IRGENDWANN · JETZT. Bilder einer deutschen Kleinstadt. Dargestellt von Walter Kuppel und Manfred Rehm, 1982

Die Güglinger Stadtverwaltung hatte den Journalisten Walter Kuppel und den Fotografen Manfred Rehm beauftragt, ein Buch über Güglingen nebst den Stadtteilen Eibensbach und Frauenzimmern herauszubringen, in welchem sie als Ortsfremde ihre Eindrücke und Beobachtungen völlig unbeeinflusst und unbefangen schildern sollten. Der Gemeinderat hatte sich einem solchen Unternehmen gegenüber nicht kleinlich gezeigt, und die beiden Verfasser sind überzeugt, mit diesem Buch etwas Neuartiges geschaffen zu haben, welches sich nicht in das Schema der üblichen Heimatbücher einfügen läßt.

Wer als Fremder auf diese Weise öffentlich am Wege baut, muß sich dann auf Kritik gefaßt machen. Das schwant auch dem Verfasser Seite 68: „Dann erscheint also ein größeres Buch über Güglingen“, meint er, „kleinere gibt's ja schon, und wenn es herauskommt, dann wird's Kritiker geben, wie bei allem, die werden sagen: Des isch net richtig und sell!“ Kritische Auseinandersetzungen könnten aber unter Umständen recht werbewirksam und verkaufsfördernd sein. Was ich selbst inzwischen über das Buch zu lesen und hören bekam – irgendwo, irgendwann –, weist eine ganz erhebliche Bandbreite auf. Diese reicht von „grauenhaft“ über „gar nicht übel“ bis „gut“, und wer sich in dem Band gar höchstpersönlich abgebildet findet, wird sich mit Recht aufrichtig darüber freuen.

Ein welterfahrener Bildberichter wie Manfred Rehm hat einen sicheren Blick für aussagekräftige Motive, und jeder Amateurnipser kann von ihm eine ganze Menge lernen. Über die Auswahl der Themen nach der Wichtigkeit der Bilder kann man geteilter Meinung sein. Stellt man an erste Stelle die Frage, wo und wie sich die Leute hier ihren Lebensunterhalt verdienen, dann sollte man auch alle die Betriebe entsprechend berücksichtigen, welche seit dem letzten Krieg fast aus dem Nichts heraus entstanden und teilweise sogar zu Weltgeltung aufgestiegen sind. Sie sichern die Existenz vieler Bürger und können unserer Jugend vermehrte Ausbildungsplätze zur Verfügung stellen.

Wesentlich problematischer erscheint mir der Textteil. Das ganze Buch umfaßt 88 Seiten, 6 davon entfallen auf Titel, Inhaltsverzeichnis und das Vorwort des Bürgermeisters. Die Bebilderung benötigt 43 Seiten, so daß für den eigentlichen Text dieses „größeren Buchs“ noch 39 Seiten übrig bleiben, jeweils zweiseitig mit sehr großzügigem Satzspiegel. Walter Kuppel will kein ausgesprochenes Heimatbuch schreiben, aber gleichzeitig soll es doch wieder die Heimat beschreiben. Ein Verwirrspiel oder ein Versteckspiel? Eine so gute Sache wie die Güglinger Ortskernsanierung verdient eine ausgewogene und gesonderte Abhandlung, ohne jede ablenkende heimatkundliche Drapierung. Ein gutes Heimatbuch zu schreiben, gehört aber zu den schwierigsten Aufgaben, und wer sich daran wagt, begibt sich aufs hohe Seil ohne Netz und Stange. Historie und Brauchtum, Erwerbsleben und Bildungseinrichtungen, Sportstätten, Verkehrsfragen und öffentliches Leben mit allen Fakten und Verflechtungen sachlich richtig und stilistisch einwandfrei zu einem sauberen Ganzen zu verschmelzen – an ein solches Heimatbuch für Güglingen hat sich bisher noch niemand gewagt.

Walter Kuppel möchte mit seinem Stoff geistreich, überlegen, elegant, witzig und modern umgehen und dabei wie ein Artist gleichzeitig mit möglichst vielen Einzelbällen spielen. Die Fülle des Materials – angelesen oder bei verschiedenen Gewährsleuten aufgesammelt – gliedert er in 17 Kapitel mit zum Teil recht verquält wirkenden Überschriften (Nachgeworfene Worte, Ein Tagtraum u. ä.). Fast in jedem Kapitel irrlüchert seine lebhafteste Phantasie hin und her zwischen Nahliegendem, manchmal Banalem, und der Geschichte mitsamt weitgestreuter Geographie. Aber halten wir uns an Mozarts Registerarie: „Osservate! legge con me!“ D.h. Paßt auf, lesen wir mal miteinander (Seitenzahl in Klammern).

(75) Beim Grenzstreit zwischen Schwaben und Franken spielte neben Chlodwig I. auch Theoderich d. Gr. eine entscheidende Rolle.

(10) Die eleganten Intercity-Züge mit ihren vornehmen und wichtigen Fahrgästen beschäftigen den Verfasser weit mehr als die Männer unserer Aktionsgemeinschaft, welche die Umspurung unserer Bahn erreichten, um ihren Erhalt kämpfen und sich immer noch darum sorgen, unsere Landschaft aus dem ärgsten Verkehrsschatten herauszuhalten.

(13) Das Finanzamt Güglingen wurde nicht erst 1938, sondern schon im Frühjahr 1932 aufgehoben. Das große Gebäude diente in der Folgezeit als Unterkunft für ein Lager des weiblichen Arbeitsdienstes und nach dem Krieg für Schul- und Wohnzwecke. Anfang Juni 1976 wurde es abgerissen.

(32) Sind Tsagan Olom oder Parlakimedi nicht ein bißchen weit hergeholt? Wenn der Verfasser als Ulmer das Zabergäu und Güglingen vorher nicht kannte, regt uns das nicht allzusehr auf. Im eigenen Ländle gibt es noch viele solcher Kollegen, vielleicht sogar auch in Heilbronn. Man braucht also nicht gleich in fernste Fernen zu schweifen!

(33) Wozu die schon längst antiquierten Orts-Koordinaten aus dem Jahre 1873 nochmals ausgraben? Viel interessanter ist heute doch, daß der 9. Längengrad mitten durch Güglingen geht, und was sonst dazu gehört, kann man jedem guten Atlas entnehmen.

(33) Zur Abwechslung ein stilistischer Ausrutscher: „Güglingen ist eine Stadt, wo die Hähne noch krähen“. Sollte den Hähnen anderswo inzwischen diese Fähigkeit abhanden gekommen sein?

(46) Ein Mann, welcher auf der Stuttgarter Königstraße alle Leute grüßt – so dämlich ist bestimmt kein einziger Güglinger!

(42 und 5) Der Verfasser hält uns Güglinger für „freigiebig“. Mundartlich mag dies hingehen, aber hochdeutsch heißt es immer noch „freigebig“.

(46) Phantasie-Träumereien über die Leute in der Fußgängerzone der Ulmer Hirschstraße oder (44/45) über einen südländischen Corso – gingen solche Abschweifungen bei insgesamt 39 Seiten Text nicht eine Nummer kleiner, nicht so aufgeplustert? Der Verfasser hätte das doch gar nicht nötig; denn an vielen Stellen des Textes schreibt er ganz natürlich, unterhaltsam und volkstümlich, wie es bei jedem Leser gleich ankommt, und außerdem ist er ja auch des Schwäbischen mächtig und vermag dem Volk sehr genau aufs Maul zu hören.

(47) Doch jetzt ein unmöglicher Satz: „Sie (gemeint ist die Mauritiuskirche) bot Ungläubigen und Gläubigen keine Heimat mehr.“ Wann je hatten Ungläubige sich in einer Kirche beheimatet gefühlt? Erfolgte der Umbau, um auch Ungläubigen die Kirche heimisch zu machen?

Wenn man schon das Thema des Kirchen-Umbaues anschneidet: Haben seine Gewährsleute dem Verfasser nichts davon erzählt, daß Orgel-Killer bei dieser Gelegenheit ein landesweit einmaliges Ding gedreht haben? Für jeden Journalisten reichte diese Story zu einem Knüller!

(52 bis 54) Der Verfasser wollte in dem Buch ein übriges tun, „um die Geschichte nicht zu vernachlässigen“. Auf die Stadtbrände geht er 5 Spalten lang ausführlich ein, nicht aber auf die entsetzliche Zeit der Pest nach der unglückseligen Nördlinger Schlacht. Im Pfarrhaus hätte ihm das Totenbuch erschütternde Unterlagen geliefert. Er übersah auch, daß Johannes Kepler, einer unserer größten Geister, hier in Güglingen einen langen und verzweifelten Kampf auszufechten hatte, um seine alte Mutter vor dem Scheiterhaufen zu retten. Die Keplerstraße erinnert an jene Zeit des Hexenwahns.

Auch Grabsteine könnten zum Nachdenken anregen, etwa die Grabplatten an der Leonhardskapelle und das Kriegerdenkmal. In Güglingen und in Eibensbach ruhen dazuhin deutsche Soldaten auf den Friedhöfen. Wie kam es dazu? Waren sie keine Zeile wert?

(57) Wie eine Theater-Aufführung am Weinbrunnen am hellen Vormittag stellt der Verfasser in einigen Szenen nacheinander vor: Eine noch jugendliche Frau mit ihrem Kind, ein altes Weiblein mit seinem Beile-Gebrabbel (kleines Gebäude, eine Bäule) und zum Schluß eine blutjunge Judith mit prallen Zöpfen und Augen, so klar wie ein finnischer See und einem Lächeln, so betörend wie das Lied der Loreley – da schaut man sich unwillkürlich um, ob da vielleicht nicht auch noch ein neuer Holofernes in der Nähe herumschleicht!

(13) Obwohl gebürtiger Schwabe, habe ich dies nicht gewußt, aber auf Seite 13 verrät der Verfasser, wie man es dokumentieren kann, daß man ein Schwabe ist. Das ist fast noch genialer als das wundersame Diagnose-Verfahren der russischen Ärzte bei den Kommissionierungen!

(13) 1939 gab es in Güglingen etwa 130 Schüler. Jetzt sind es über 1000 mehr! Eine ungeheuerliche Steigerung in einem ländlichen Raum. Viermal mußte die Gemeinde Schulhäuser bauen. Was ist da geschehen? Herr Kuppel macht sich darüber nicht viel Gedanken. Auch von Schulbussen hat er nichts gemerkt. Mit etwa 3 Zeilen hat er das ganze Güglinger Schulwesen abgehakt.

Nach dem Kriege sind viele Heimatvertriebene aus Ungarn, Rumänien, dem Sudetenland, aus Schlesien, Pommern und Ostpreußen hierher zu den Schwaben und Franken gekommen. Außer den Erwachsenen waren auch viele Kinder darunter. Sie haben sich nahtlos eingefügt, und die Güglinger Mundart konnte sich diesem Ansturm gegenüber klar behaupten. Doch heute muß man sich fragen: Welche fremden Sprachen sind heute auf unseren Straßen und in den Schulen zu hören? Außerdem gibt es hier sogar einen türkischen Kaufladen!

Die Geschichte und unsere Beziehungen zur großen weiten Welt kann man hier im Ort selbst auf vielfältige Weisen erforschen, nicht zuletzt durch einen Blick in die Regale unserer großen Lebensmittelgeschäfte. Oft kann man hier am Ort klar aufzeigen, was zu beweisen war, und muß sich nicht immer zuerst etwa in die Getreidegasse nach Salzburg oder anderswohin bemühen.

Der Redlichkeit wegen sollte man auch klare Hinweise zu den verschiedenen Zutaten an neuen Bauwerken anbringen, ob diese bodenständig, original oder nur Nachbildungen sind. Es gab römische Siedler in unserer Nähe, aber nicht am heutigen Platz unserer Stadt.

Die beiden fremden Herren sind längst abgereist, schreiben und fotografieren jetzt anderswo, irgendwann, und Güglingen war für sie eine mehr oder weniger amüsante Episode am Rand ihres weltläufigen Lebens. Unser Städtchen mit allen seinen Ortsteilen aber steht nach wie vor am alten Platz, jetzt, hier, und seine Bürger mühen sich weiterhin unverdrossen um ihr tägliches Brot, um die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder und in der Vorsorge fürs unabsehbare Alter. Sie alle sind Schwaben oder Franken oder Heimatvertriebene, je nachdem, doch alle miteinander gehören sie zu unserem Lande Baden-Württemberg.

Hermann Krauß

Vereinsmitteilungen

1. Exkursion nach Frauenzimmern am 22. Mai 1982 (siehe nebenstehendes Bild)

Der Zabergäuverein möchte seinen Mitgliedern eine weitere Aktivität bieten. Es sollen in zwangloser Folge verschiedene Besichtigungen im Zabergäu geboten werden. Zur ersten Veranstaltung kamen 40 Mitglieder nach Frauenzimmern, wo Pfarrer Eiselen mit viel Wissen und Humor durch die Ortsgeschichte führte.

Die Geschichte der kleinen Dorfkirche wurde ebenso fundiert erläutert wie das verschwundene Frauenkloster. Beim Gang durch den Ort erkannte man viele Einzelheiten, an denen man sonst achtlos vorüberfährt. Der krönende Abschluß war mit Zwiebel-, Kartoffel- und „Schlutenkuchen“ am Frauenzimmerer Backhaus, das an diesem Tag nach einer umfassenden Renovierung eingeweiht wurde.

Kurt Sartorius

2. Jahreshauptversammlung

Am 17. Oktober 1982 traf sich der Zabergäuverein zu seiner Jahreshauptversammlung in Lauffen am Neckar. Vormittags um 10 Uhr konnte der 1. Vorsitzende, Dr. Otto Linck, vor dem Zementwerk Lauffen rd. 60 Mitglieder und Freunde des Vereins begrüßen. Im Museum des Werkes, das weitgehend einst von Dr. Linck selbst geschaffen wurde, konnte der Vorsitzende viel über die Triasfunde, die im Neckarwestheimer Steinbruch gemacht wurden, berichten und die einzigartige Sammlung fachkundig erläutern, bis hin zu den Problemen des mühevollen Herausarbeitens aus dem Stein und des Einbringens in die Wand des Museums.

Stadtarchivar Otfried Kies übernahm nach dem Museumsbesuch eine Führung durch die Stadt Lauffen.



Das Bild zeigt die Gruppe vor der Frauenzimmerer Kirche.

Eine kleinere Gruppe von Mitgliedern begab sich im Anschluß an die Führung zum Mittagessen ins Turnerheim. Dort begann dann um 14.00 Uhr die eigentliche Jahreshauptversammlung mit dem Geschäftsteil. Nach der Begrüßung der 55 Teilnehmer verlas Schriftführer Horst Seizinger seinen Bericht, wobei er kurz den Ablauf der letztjährigen Hauptversammlung streifte und über den einstimmigen Beschluß des Ausschusses berichtete, seinem Vorsitzenden, Dr. Otto Linck, zum 90. Geburtstag eine Urkunde mit folgendem Inhalt zu verleihen: *„Der Zabergäuverein e.V. gratuliert seinem verdienten Vorsitzenden, Dr. h. c. Otto Linck, recht herzlich zu seinem 90. Geburtstag und wünscht alles Gute, vor allem gute Gesundheit. Verbunden mit den Wünschen ist der Dank für sein jahrzehntelanges tatkräftiges und verdienstvolles Wirken an der Spitze des Vereins. Güglingen, 15. Mai 1982.“*

Hervorgehoben wurde dann im Bericht des Schriftführers die Exkursion durch Frauenzimmern am 22. Mai 1982, die einen regen Zuspruch gefunden hatte. Der 2. Vorsitzende, Dr. Tilmann von der Kall, kündigte danach für den 14. Mai 1983, 14.00 Uhr, eine weitere Exkursion in den Brackenheimer Stadtteil Dürrenzimmern an (Treffpunkt bei der Kirche), schon jetzt weisen wir empfehlend darauf hin.

Der Bericht des Schriftführers regte zu einer kurzen Diskussion an, wie weit Abgüsse römischer Funde in der Güglinger Herzogskeiler und im Deutschen Hof eigentlich dort am Platze – nach Meinung des Vorsitzenden „fehl am Platze“ – sind. Der Schriftführer will sich nochmals dafür einsetzen, daß größere Exponate auf einer Schrifttafel erläutert werden, insbesondere soll auch der Fundort des Originals genannt werden.

Nach dem Bericht des Schriftführers schloß sich der des Kassenverwalters Wilfried Müller an. Den Einnahmen von 10 301,82 DM stehen Ausgaben von 6352,77 DM gegenüber, allerdings fehlen noch die Herstellungs- und Versandkosten für die Hefte 3 und 4, die ca. 3800 DM ausmachen dürften; an Mitgliedsbeiträgen stehen noch rd. 1300 DM aus. Wenn man berücksichtigt, daß noch einige Posten abzurechnen sind, so dürfte im Jahr 1982 ein Zugewinn von rd. 500 DM zu verzeichnen sein.

Nach dem Kassenbericht wurde noch eine notwendige Satzungsänderung vorgebracht, die die Gemeinnützigkeit im Zusammenhang mit Steuerbegünstigung betraf. Alle anwesenden Mitglieder stimmten der Änderung zu.

Schließlich beantragte Bürgermeister Richard Wenninger die Entlastung der gesamten Vorstand-schaft. Er verband mit dem Antrag die Anerkennung der geleisteten Arbeit und den Dank an den Vorstand. Auch dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Unter „Sonstiges“ wurde noch gefragt, ob u.U. der Verein mehr Angebote bringen sollte. Schrift-führer Seizinger sah in der Streuung der Mitglieder gewisse Probleme, auch seien noch eine ganze Reihe von Mitgliedern in anderen Vereinen ähnlicher Zielsetzung engagiert, so daß ein „Mehr“ an An-geboten nicht unbedingt erforderlich sei. Herr Dr. Weitzsäcker aus Brackenheim stellte kurz den Ver-ein „Gesellschaft für Europäische Urgemeinschaftskunde e.V., Hermann Wirth Gesellschaft (Geistes-urgeschichte)“ den anwesenden Mitgliedern vor. Weitere Auskünfte sind von ihm gerne zu erhalten (Brackenheim Tel. 52 87).

Den Hauptteil des Nachmittags bildete der von Archivoberrat Dr. Karl-Heinz Mistele gehaltene Vor-trag „Die heilige Reginswind – Legende und Geschichte“. Um es vorab zu sagen, dieser Bericht über den Vortrag von Herrn Dr. Mistele kann nur eine kurze vereinfachende Zusammenfassung – der gesamte Vortrag wird 1984 gedruckt in Lauffen erscheinen – dessen sein, was der Referent als Ergebnis einer jahrelangen, intensiven Forschung fundiert und abwechslungsreich vorgetragen hat.

Nun zur legendären Grafentochter Reginswind, der Schutzpatronin der Lauffener Reginswindis-Kirche: Im Jahr 832 residierte Kaiser Ludwig der Fromme in Augsburg. Von dort aus schickte er den Grafen Ernst nach Lauffen, um diesen Platz seiner Herrschaft zu unterwerfen. Gute Jagdgründe sollen der Anlaß gewesen sein. Jedenfalls führt Ernst die Befehle seines Herrn aus, muß aber in Lauffen Schlimmes erleben. Seine erst 7jährige Tochter Reginswind, die in der Legende als besonders tugendhaft geschildert wird, wird von einem Hofbeamten, der sich für eine Auspeitschung bei seinem Herrn rächen will, „erwürgt, die Kehle wird ihr durchgeschnitten und schließlich wird ihr Leichnam in den Neckar geworfen.“ Mit ausgebreiteten Armen – Körper und Arme bilden ein Kreuz – und einer Gesichtsfarbe wie bei einer Lebenden wird die Ermordete gefunden. Am Grabe geschehen bald merkwürdige Dinge: Aussätzige bekommen eine reine Haut, andere Kranke werden geheilt. Schließlich erhebt Bischof Humbert aus Würzburg Reginswind zur Heiligen. Von weiteren Wunder-heilungen wird berichtet. Als Grabräuber die Reliquie stehlen wollen, „stürzen himmlische Mächte auf sie herab“. Soweit die Legende, die lediglich in einer Abschrift aus dem 12. Jahrhundert erwähnt ist.

Warum wird die 7jährige Grafentochter zur Heiligen? Gewaltsam Gestorbene werden damals ver-schiedentlich heilig gesprochen; ermordete Kinder werden gerne genommen. Vermutlich kommt der Anstoß aus politischen und religiösen Gründen aus Würzburg vom dortigen Bischof. Heilige gab es im Lauffener Raum bis dahin wohl nicht. Die Realpolitiker, mit allen Wassern gewaschen, brauchten in dem „Niemandland“ eine Heilige; aber auch das fromme, romantische und tief religiös verwurzelte Gemüt der Menschen im Mittelalter sehnte sich nach einer Heiligen. Nur so wird die Annahme und die Verehrung der heiligen Reginswind verständlich.

Doch die Frage nach der geschichtlichen Wahrheit stellt sich. Gesichert ist die Existenz des Grafen Ernst und die Ermordung seiner Tochter etwa um das Jahr 839 in einer Zeit politischer Unruhe. 832 wird Kaiser Ludwig der Fromme von seinen Söhnen abgesetzt, zwei Jahre später erlangt er wieder sein Amt. Graf Ernst dürfte als „waffengewaltiger Streiter“ wohl ein wichtiger Mann in der bayrischen Grenzpolitik gewesen sein, der vermutlich auf der Seite Ludwigs des Frommen stand, später wohl sich zu dessen Sohn, Ludwig dem Deutschen, geschlagen hat. Aufgrund dieser Stellung durfte wohl eine Einheirat in die kaiserliche Familie erhofft werden. Vielleicht hat der Lauffener Mord eine lang geplante Heirat zunichte gemacht, vielleicht war der Mörder von Reginswind Handlanger von ebenfalls einflußreichen Gegnern Ernsts. Politische Spannungen, die in höchste Kreise reichen, haben sich möglicherweise Luft gemacht.

So erweist sich der Kern der Heiligenlegende sicher nicht bloß als eine Erfindung von Mönchen, er dürfte vielschichtig sein. Eine seelsorgerliche Komponente ist dabei, doch spiegelt er auch das politische Ränkespiel jener Zeit wider, weil die Eltern der Reginswind zur politisch einflußreichen Aristokratie des Ostrfränkischen Reiches gehörten. In all den denkbaren und den geschichtlich be-legten Auseinandersetzungen kündigt sich schon der Zerfall des Karolingerreiches an. So bahnt die Auseinandersetzung mit der Legende, die Suche nach ihren Wurzeln ein besseres Verständnis jener Zeit an.

Horst Seizinger

Inhaltsübersicht Jahrgang 1982

Seite

„Dr. Otto Linck 90 Jahre“ von Hermann Krauß	1
„Zur Topographie der Stadt Güglingen“ von Gerhard Aßfahl	3
„Vom Erdtragen“ von Kurt Sartorius	27
Buchbesprechung	32
„Der Stockheimer Altar stammt aus einer Heilbronner Werkstätte“ von Hartmut Gräf	33
„Bedeutende Persönlichkeiten aus Bönningheim (I)“ von Elisabeth Zipperlen	43
Vereinsmitteilungen	Heft 3, 3. Umschlagseite
„Vom Ochsenburger Mosthandel um 1775“ von Gerhard Aßfahl	49
„Der ‚Kleine Ölberg‘ in Bönningheim – ein Relief aus der Werkstätte Christoph von Urachs“ von Hartmut Gräf	51
„Bedeutende Persönlichkeiten aus Bönningheim (II)“ von Elisabeth Zipperlen	55
„Rechenaufgaben aus dem Jahre 1797“ von Theodor Bolay	63
Buchbesprechung	64
Vereinsmitteilungen	66

Titelbild:

*Detailaufnahme vom „Kleinen Ölberg“,
Bönningheim* *Foto: Deutsch*

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: 7129 Güglingen
Schriftleitung: Dr. W. Angerbauer
Jahresbeitrag: 20, – DM
Girokonto: 005 78159 9 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
Druckerei und Verlag
7129 Brackenheim